

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 176.

Bromberg, den 4. August 1932.

„Antworten, Charlie, die Zeit verrinnt“

Roman von Rolf Brandt.

Urheberrecht für (Copyright 1931 by) August Scherl
G. m. b. H. Berlin.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er sagte, indem er immer noch weiter, wie es seine Gewohnheit war, die Gesichter der Gäste abtastete: „Hier können wir nicht sprechen, Liebste; sie plagen hier vor Neugierde und dummer Klatschsucht. Mein Auto steht draußen bereit; wir werden ein Stück den Rhein entlang fahren, und du kannst mir berichten. Es ist nicht gut für dich, wenn man dich hier zu lange sieht.“

Sie sah ihn dankbar an. „Du bist gut, Charlie!“

Der Captain Brower kam im Augenblick, als sie sich von ihren Plätzen erhoben, durch die Flügeltür. Charlie sagte nachlässig zu ihm, während er Brigitte in den rechten Flügel der Drehtür schob: „Ich verzichte auf Ihre Erklärung!“ Mistress Brigitte Warner wünscht nicht mehr, Sie zu sehen!

Der schwere Wagen sprang an. „Richtung Andernach!“ befahl Charlie.

Der Frühlingsabend lag ganz dunkelblau über dem Rhein; die Lichter von Ehrenbreitstein erglänzten. Brigitte wollte sprechen. Er drückte ihre Hand und legte dann ganz leicht seine Hand auf ihren Mund. „Erst ruhig sein!“ sagte Charlie.

Die weiße Chaussee leuchtete vor ihnen. „Ach“, sagte Brigitte, „sie lockt so, die Straße! Ich möchte sie schon lange fahren — still neben dir . . .“

Als drüben, jenseits der Rheinströmung, helle Lichter von Neuwied aufstauten, begann sie zu sprechen. Ganz anders, als sie es noch vor einer halben Stunde getan hätte. „Ich bin meinem Schwager Murray viel Dank schuldig. Als es mir sehr schlecht ging, hat er mir männlich geholfen. Ich merke“, unterbrach sie schon gleich am Anfang ihren Bericht, „übrigens, wie ich jetzt erzähle, daß ich dich so wenig kenne. Vielleicht hast du die Deutschen ebenso wie ich die Amerikaner, als sie in den Krieg gingen? Du bist ja schließlich Belgier. Ich vergesse es immer, wenn ich mit dir spreche.“

„Ich hatte eine deutsche Mutter. Ich glaube, ich hatte es dir schon gesagt; und wenn man unser Unglück — du sagst, daß du unglücklich wärst — auf zwei Waagschalen legte, dann würde die deine, glaube ich, hoch bis zum Himmel schnellen . . . Aber du fängst an zu erzählen. Ich muß ja wissen, warum du dich von Warner getrennt hast.“

„Ich habe ihm unserer Verlobung mitgeteilt, und er hat nichts getan als auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die in Brüssel entstehen würden. Er und meine Kusinen haben sehr verletzende Worte dabei gebraucht. Ich habe es aber nicht mehr nötig, mich verletzen zu lassen.“

„Mit den Schwierigkeiten in Brüssel hat der General natürlich recht“, sagte Charlie, der plötzlich ziemlich genau die Linie seines Handelns vor sich sah. „Aber dies hat mit Liebe nichts zu tun. Du bist unabhängig, und ich bin nicht für immer abhängig.“ Sein Lachen hatte einen merkwürdig

harten Ausdruck, als er sagte: „Du hast dich sehr schnell von General Warner getrennt; ich würde mich ebenso schnell von Brüssel trennen.“

„Es haben doch viele Prinzen Amerikanerinnen geheiratet“, sagte sie. „Du gehörst doch nicht zur regierenden Linie!“ Sie wurde rot, während sie es sprach. „Wir sind doch nicht darauf angewiesen, daß wir von Brüssel Geld bekommen!“

„Ich müßte den Namen ablegen, dann würden wohl alle Schwierigkeiten verschwinden“, sagte Charlie. Er dachte in diesem Augenblick ernsthaft daran, die Tollheit seines Lebens zu begraben und irgendwo in Europa oder Amerika still und glücklich zu sein.

Sie fuhren in Andernach ein. Es war dunkel geworden. Charlie ließ das Auto halten. Das Bild da — die alten Türme und Mauern, der mächtige Turm der Pfarrkirche Unserer Lieben Frau, Abendrauch, der aus den Häusern emporstieg, fließend der breite Rhein — war von zauberhafter Wirkung.

Sie stiegen aus. Während sie durch die giebligen Gassen gingen, Charlie nahm ihren Arm, glaubte der Abenteurer wirklich, er habe den Schlüssel zum Glück in der Hand.

Sie traten beide zum zweiten Male nun in der kurzen Zeit, seit sie sich kannten, in eine Kirche. Unter dem mächtigen steinernen Gewölbe ging eine Treppe zur Empore, an deren Seite, von zwei Säulen getragen, sich schöne alte romanische Bogen wölbten. Am Anfang des Treppendeckes war eine Statue der Mutter Gottes. Im Winkel brannte die ewige Lampe.

Er setzte sich auf die letzte der schmalen Bänke und sagte: „So, mein Liebste, dies ist ein sehr ruhiger Ort zum Reden.“

Sie war befangen. Sie hatte eine Scheu, in dieser braungoldenen Dunkelheit vor den heiligen Figuren vor dem General Warner zu reden und von den taktlosen Ausbrüchen amerikanischer junger Mädchen. In der Stille dachte er, daß es doch für ihn nicht möglich sein würde, irgendwo in Geborgenheit und Vergessenheit zu leben . . .

Während sie saßen, sahen sie beide ganz verschiedene Bilder. Er sah eine Schanktube, von deren Decke herab ein ausgestopfter Albatros hing, unter dessen Leib eine elektrische Birne brannte. Die Birne war mit Klebpapier umkleidet worden, es war gelbliches Licht im Raum. Ein breiter Schanktisch; in einem Eiskasten ein Duzend Flaschen. Hinter dem Tische eine Frau von vierzig Jahren mit den Resten von Schönheit. Davor ein Steuermann vom Hamburger Kohlendampfer „Marie Evers“. Der Mann geriet aus irgendeinem Grund in Zorn. Während Charlie da in der Kirche zu Andernach saß, sah er, wie der Mann um den Schanktisch ging und der Frau, die seine, Charlies, Mutter war, in die Haare griff, daß sie laut aufschrie. In die immer noch schönen, vollen blonden Haare, die er von ihr geerbt hatte. Er war in seiner Angst und in seinem Schrecken nahe an den Mann herangetreten; der gab ihm einen Fußtritt, daß er niederstürzte. Der Fußboden bestand aus Steinfliesen, die immer ein wenig nach Fusel rochen. Er bekam eine Narbe am Knie, die noch heute zu sehen war. Dann hatte der Mann die Mutter rückwärts auf die schmale Bank hinter der Theke gedrängt. Vielleicht

war da sein Leben verpfuscht worden. Obwohl er eigentlich ziemlich genau wußte, daß er sich selber nachher fortgeworfen hatte, gradwegs in den Dreck irgendwo auf Fliesen von Schenken, die alle ein wenig nach Fusel rochen.

Brigitte aber sah zwei Reihen von hohen Beamten in Uniform und von Offizieren. Sie schritt hindurch; sie trug ein Kleid, das ihr gräßlich war, weil es einen viel zu tiefen Ausschnitt hatte. Der König hatte ein paar sehr gute Worte zu ihr gesagt. Dann hatte sie mit dem Grafen Karlsberg getanzet, von dem ganz Stuttgart wußte, wozu er sein Geld benutzte. Sie sah seine unverschämten Augen, sie sah aber auch das Aufleuchten im Auge ihrer Mutter, als der Alternde das junge Mädchen zum vierten Male aufforderte nachher beim Ball. Da fing vielleicht ihre grenzenlose Einsamkeit an . . .

Brigitte begann zu sprechen: „Ich bin viel einsamer gewesen, Charlie, als du das so annehmen wirst nach dem äußeren Schein. Ich hatte eine recht unglückliche Ehe. Ich habe, um dies zu sagen, die Millionen sehr teuer bezahlt.“

„Ach“, sagte Charlie, „man bezahlt Millionen immer teuer; aber davon versteht du, glaube ich, doch nichts. Wir haben eigentlich auch nicht Zeit zum Philosophieren. Du hast dich also mit dem General Warner überworfen, weil er deine Verlobung mißbilligt hat? Ich schlage vor, daß wir in Deutschland heiraten. Ich werde einen anderen Namen annehmen, dann kann der Hof in Brüssel nichts mehr einwenden.“ In diesem Augenblick glaubte Charlie fast, was er sagte. „Wir müssen nur zunächst Rücksicht darauf nehmen, wo du untergebracht wirst.“

„Ich will gar keine Rücksicht mehr nehmen, Charlie! Mein Leben ist beinahe kaputt gegangen, weil ich zuviel Rücksichten genommen habe.“

„Hast du deine Papiere in Ordnung?“ fragte Charlie.

„Ich habe meinen amerikanischen Paß, ich habe ein Empfehlungsschreiben an alle deutschen Behörden, und als ich in Koblenz eintraf, hat mir der deutsche Oberpräsident, dem es bekannt war, daß ich versucht habe, für die Heimat in Amerika zu wirken, gedankt und mir jede irgendwie mögliche Freundlichkeit zugesagt.“

„Wo sind deine Sachen?“

„Die hat meine Zofe inzwischen gepackt und nach dem Hotel geschafft.“

„Gut“, sagte Charlie. „Fahren wir heute abend von Koblenz ab!“ Er nahm ihre Hand und küßte leicht und zärtlich jeden Finger.

*

General Warner hatte eine Stunde in der Hotelhalle gewartet. Er hatte vielleicht pro Minute einen längeren Fluch ausgestoßen, so daß er gar keine neue Möglichkeit sah, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Da fuhr das Auto endlich vor.

Er trat sofort an den Schlag und sagte in dem Ton, als ob er einen Angriff kommandierte: „Hohheit, ich habe die dringende Bitte, daß Sie die Lady nach meinem Hause fahren. Ich glaube, es ist notwendig, gerade in Anbetracht der Ereignisse, die mir inzwischen zu Ohren gekommen sind.“

Als Charlie diese Wendung hörte, überlegte er einen Augenblick, ob es nicht am besten wäre, Vollgas zu geben und abzubrausen. Aber er sah sofort, daß diese Möglichkeit ausscheiden mußte. Wenn der General inzwischen unterrichtet worden war, dann kam man nicht mehr durch die neuerdings wieder doppelt streng bewachte Grenze des besetzten Gebietes. Dann mußte man sich loskaufen. Mein Gott, lebe wohl, Brigitte! Es war unmöglich eigentlich, dies zu denken: Lebe wohl, Brigitte . . . Aber es war vieles unmöglich und mußte geschehen. Er fragte: „General, meinen Sie die Tatsache unserer Verlobung?“ Und er fürchtete die Antwort.

Der General sagte: „Wir wollen das hier doch wohl nicht erörtern, Hohheit.“

In diesem Augenblick ergriff Charlie die linke Hand von Brigitte und preßte sie so stark, daß sie aufschrie.

Der General sagte: „Also ich steige ein, und Hohheit fahren zu meiner Villa.“

Charlie hatte sofort den anderen Ton wieder: „Zawohl: zu der beschlagnahmten Villa.“

Der General stieg ein. Noch während man die kurze Strecke fuhr, sagte er zu Brigitte: „Brigitte, es hat mir sehr

leid getan, daß wir uns so mißverstanden haben; ich kann aber nicht zugeben, daß du in ein Abenteuer gehst.“

„Abenteuer?“ sagte Brigitte. „Wir werden uns immer weiter mißverstehen, scheint mir. Ich meinerseits bin entschlossen, dies, was du ein Abenteuer nennst, zu Ende zu erleben.“

Nun saß man im Arbeitszimmer des Generals. Der General redete schon fünf Minuten die wohlüberdachten Sätze. „Wenn es der Wille von Hohheit ist, Brigitte Warner zu heiraten, so scheint mir der einzige mögliche Weg, daß Hohheit nach Brüssel zurückkehren und Ihren Verwandten dort alles klarlegen. Inzwischen muß Brigitte in meinem Hause bleiben. Ich habe zu meiner allergrößten Überraschung feststellen müssen, daß die Verlobung in Koblenz bereits ziemlich bekannt ist. Es ist sogar möglich, daß sie schon heute nacht in die Presse gebracht wird. Ich danke dafür!“

In diesem Augenblick stand Brigitte an einer Wegbiegung ihres Lebens. Denn wenn sie fünf Minuten länger in dem Arbeitszimmer ihres Schwagers geliebt wäre, hätte sich ihr Schicksal anders gestaltet. Man weiß nie, wann die Entscheidung fällt; man weiß nie, wie sie eigentlich aussieht. Brigitte sah Charlie ernsthaft an. Die Worte des Generals machten Eindruck auf sie. Das Gesicht von Charlie verwunderte sie, es war sozusagen gar kein Ausdruck in ihm.

Da öffnete sich ein Türspalt, und durch diesen Türspalt sah Dorothy Warner mit haßerfüllten Augen. Noch ehe sich der Spalt wieder geschlossen hatte, stand Brigitte auf und sagte: „Du kannst dir alles Weitere sparen, Murray! Die Entscheidung ist gefallen, die Koffer sind gepackt, ich verlasse noch heute nacht Koblenz.“

Charlie aber sagte, indem er sich auch erhob: „Ich achte Ihre Beweggründe, General, aber Sie müssen es mir schon überlassen, welchen Weg ich wähle, um Brüssel zu überzeugen, daß ich von Brigitte Warner nicht mehr lassen will.“ Er machte eine knappe Verbeugung, sagte: „Noch einmal Dank, General! Sie haben als vollendeter Gentleman gehandelt.“

In der Hotelhalle, die jetzt schon still geworden war, ging nur der Nachtportier umher. Charlie hatte packen gelernt, in zehn Minuten war er fahrbereit. Er sagte dem Mann aus Bacharach, der am Steuer saß: „Ich habe den Eindruck, daß Ihre Abneigung, einen Belgier zu fahren, gleich groß geblieben ist.“

Der Chauffeur erwiderte nichts.

„Ich habe daher mit Ihrer Firma verabredet, daß ich mir in Frankreich einen anderen Fahrer nehmen will, vielleicht auch in Holland.“

Der Mann sah ihn ruhig an und sagte: „Ich verstehe das nicht, es geht mich aber auch nichts an.“

Charlie nahm eine Zwanzigdollarnote und gab sie ihm. „Bestellen Sie Ihrem Chef, daß ich den Wagen selbst fahre und mir einen anderen Chauffeur suchen werde!“

Der Mann zögerte, sah sich dann die Zwanzigdollarnote an und murmelte, das Ganze sei ja nicht seine Sache.

Die Koffer wurden verstaut. Charlie setzte sich ans Steuer, Brigitte stieg ein, der Nachtportier warf den Schlag zu. Sie kreuzten den Rhein und bogen noch in derselben Nacht in das Lahntal ein. Der Mann aus Bacharach schützelte den Kopf, als er das Auto in Richtung der Brücke davonlaufen sah. „De han än merkwürdige Weg nach Frankreich, aber dat tät mich nix angehe.“ Er spuckte auf die Zwanzigdollarnote.

Austin Brown hatte inzwischen auch das Gerücht der Verlobung gehört. Er konnte dies Spiel nicht mehr mitspielen; es war ihm zu hoch und zu frech. Als ihm um elf Uhr abends Dr. Mirus mitteilte, daß er es für einen guten journalistischen Coup gehalten habe, die Verlobung, von der er authentische Nachricht erhalten hätte, nach Amerika zu melden, schnallte Brown die Ledergurte um die Uniform und setzte die Mütze auf.

Er ließ sich, fünf Minuten nachdem Brigitte das Haus verlassen hatte, beim General melden. „General, ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen.“

Der General winkte ab. „Ich weiß schon, Brown: Der Fürst hat sich verlobt und ist mit meiner Schwägerin nach Deutschland gefahren. Es ist gut, ich kann nichts mehr ändern. Es ist schlecht! Geht wir schlafen!“

Brown sah in das gescheite, von den Jahren gezeichnete Soldatengesicht. Er fragte noch einmal: „Sie sind bestimmt gefahren, General?“

„Certainly! Schlafen Sie gut!“

„Very good, General!“

(Fortsetzung folgt.)

Die goldenen Fliegen.

Ein Goldschatz aus Alt-Rom.

Durch die Aufmerksamkeit der Mailänder Polizei wurde dieser Tage die Verschleppung eines wunderbaren Goldschatzes von unermesslichem Kunst- und archäologischem Wert verhindert, ganz abgesehen davon, daß es sich dabei auch um einen beträchtlichen Metallwert handelt.

Seit einer Woche ungefähr trieben sich zwei verdächtige Individuen in der Nähe von Juwelengeschäften herum, betraten nach langem Zögern das eine oder das andere Geschäft und schlossen — das bedarf noch der polizeilichen Aufklärung — wohl auch da und dort ein Geschäftchen ab. Da sich in letzter Zeit zufällig einige größere Juwelendiebstähle ereignet hatten, wandte die Polizei den Goldmacherläden und ihren Kunden erhöhte Aufmerksamkeit zu, und sie begann unter anderem zwei schlecht gekleidete junge Leute, die sich anscheinend nie an den Kostbarkeiten der Mailänder Goldschmiede satt sehen konnten, eingehender zu beobachten. Ein Juwelier, den Kriminalbeamte ausforschten, konnte schon einige Anhaltspunkte geben. Es wären zwei arme Brüder, denen die Not am Halse stünde, harmlose Handlungsreisende, die mit Trikotunterwäsche handelten. Das Geschäft ginge nicht und sie seien am Verzweifeln. Das einzige, was sie noch besäßen, sei ein bißchen alt vererbter Familienschmuck von den Urgroßeltern, die einmal reiche Leute gewesen wären. Jetzt wollten sie sich davon schweren Herzens trennen, könnten sich aber nicht über die Höhe des Preises einig werden. Er, der Juwelier, hätte für den alten, halb zerbrochenen Plunder nicht mehr als den Goldwert geben wollen; so ein bißchen zffeliertes Gold wiege aber nicht viel, und daher sei aus dem Geschäft nichts geworden.

Den Kriminalbeamten schien die Sache mit dem Familienschmuck nicht so klar wie dem Juwelier, der übrigens tags darauf verhaftet wurde, da er die Polizei um eines kostbaren Stückes willen, das er den Brüdern abgejagt, irrezuführen versucht hatte. Als sie nun der beiden Burschen vor einem anderen Juwelensladen wieder ansichtig wurden, griffen sie zu, und es war ein ganz ausgezeichnetes Fang, den sie machten, und ein ausgezeichnete Dienst, den sie der Kunst und Wissenschaft erwiesen.

An dem mächtigen Wäschekoffer der beiden Reisenden entdeckte man nämlich einen Goldschatz, der jedem Goldschmied, noch mehr aber jedem Archäologen das Herz schneller schlagen lassen mußte! Auf der Straße auf dem Koffer sitzend, wiesen sich die beiden Burschen zuerst einmal ordnungsgemäß aus. Sie waren im Besitz einer Händlerlizenz und wollten Geschäfte machen. Die oberflächliche Befichtigung ihres Koffers bestätigte auch ihre Angaben. Er war zum Bersten voll mit seiner Damenwäsche aus Trikot und Seide. Über den Familienschmuck befragt, gab der eine zu, in Not zu sein und tischte die Geschichte mit den reichen Urgroßeltern auf. Zur Befräftigung holte er aus einer Hosentasche ein kleines Klümpchen Gold, das er veräußern wollte. Bei genauerem Hinsehen entpuppte sich dieses Klümpchen Gold aber als eine wunderbar gearbeitete goldene Fliege! Der andere hatte auch so ein paar Klümpchen in der losen Hosentasche, auch herrlich, bis ins feinste ausgearbeitete Fliegen, Meisterwerke echter Goldschmiedekunst.

Den Polizeiagenten kamen diese goldenen Fliegen, die die Burschen mit traurigen Mienen wie mit einer Handbewegung aus ihren schäbigen Kleidern fingen, mehr als rätselhaft vor und sie begannen einen leinenen Schlüpfer und ein leinenes Hemdchen nach dem anderen aus dem Koffer zu packen. Und alsbald glitzerte es auch höchst verdächtig unter der zarten Damenwäsche. Ein Haufen goldener Gegenstände lag vor den erstaunten Augen ausgebreitet. Und was für seltsame Gegenstände Ringe von ungewöh-

ter Form, Ketten aus feingehämmerten Goldplättchen, Statuetten aus purem Gold, ein kunstvolles Medusenhaupt, und zwischen all den Kostbarkeiten immer wieder jene rätselhaften Fliegen. Im ganzen waren es 70 verschiedene Schmuckstücke!

Vor der erdrückenden Last des Beweismaterials konnten die beiden Burschen ihr Märchen vom Familienschatz nicht mehr aufrechterhalten. Sie versuchten es jetzt mit dem großen Unbekannten, der sie mit dem Verkauf des Goldschatzes beauftragt hätte. In Wahrheit dürften aber die beiden Brüder, die aus Comacchio stammen, einer Ortschaft, in deren Nähe die Gelehrten schon seit vielen Jahren nach den Überresten einer verschütteten Etruskerstadt forschen, den Schatz selbst gehoben haben. Tatsächlich waren sie auch schon in Verbindung mit ausländischen Antiquitätenhändlern gewesen. Bedingung des Verkaufes war aber, daß sie den Schatz selbst über die Grenze bringen müßten. Dazu hatte es nun am nötigen Reisegeld gefehlt; sie hatten sich gezwungen gesehen, einige dieser für sie verhängnisvollen Fliegen zu veräußern.

Dieser von der Mailänder Polizei durch einen glücklichen Zufall vor der Verschleuderung gerettete Goldschatz entstammt wirklich der Etruskerzeit und ist höchstwahrscheinlich in der archäologischen Ausgrabungszone von Spina, am Fuße des Hügels von Comacchio, aufgefunden worden. Er wird den Staatsmuseen eingereicht werden.

Deutscher Forschergeist.

Von Karl Perktold-Traunstein.

Das Gebiet des Hohen Atlas wird durchforscht.

Gestern stand ich mit einem jungen Manne auf dem Bahnhofe. Schmal im Gesicht, sonnenverbrannt, fehnig in der Gestalt. Aus den Augen blüht Energie — um den Mund haben trotz seiner Jugend Entschlossenheit und Forschergeist jene typischen tiefen Falten geprägt. Das ist Gustav Kröner von Traunstein. Jeden Sonntag, ob der Bergsturm über die Zinnen und Schrofen heulte, ob die Sonnenglut an den Wänden brannte — zog er mit irgendeinem Bergkameraden aus, unternahm die Kletterfahrten schwierigster Art im Dachstein-Gebiet und im Gebiet der Reiter-Alpe. Er trainierte an den kühnen Wänden für seine große Expeditionsreise in das nordafrikanische Küstengebirge. Er und sein Kamerad, Anderl Hedmair, und ein weiterer Tourist stellten eine Expeditionsgruppe zusammen, die fast keine finanzielle Unterstützung hat, die es aber trotzdem wagt, in unbekannte Felsenregionen Afrikas vorzustößen.

Es sind deutsche Jungen, und es sind die besten Bergsteiger, die hier mit Idealismus und mit bewundernswerter Tatkraft an eine große Aufgabe sich heranwagen. „Wir haben einige hundert Mark und sonst nichts. Deshalb müssen wir mit dem Fahrrad nach Gibraltar fahren.“ Bei jedem anderen Menschen würde man das nicht so schnell glauben, aber die beiden jungen Bergsteiger Kröner-Gustl und Hedmair-Anderl führen das aus, was sie vor haben. Ihr Angriff auf die furchtbarste Nordwand der Jorasses im Montblanc-Gebiet, der in der europäischen alpinistischen Welt das größte Aufsehen erregt hatte, beweist das. Damals lagen sie Wochen hindurch auf der höchsten Spitze Europas und lauerten Tag und Nacht auf den Augenblick, wo diese furchtbare Nordwand den Blick freigab zu ihrer Gipfelhöhe. Sie hatten den Einstieg gewagt, wo viele andere große Alpinisten umgekehrt sind. Hedmair-Anderl gehört auch zu jenen Bergsteiger-Gruppen, die mit Schmidt-Toni, der so tragisch endete, die kühnsten Bergfahrten unternommen hatten und die die letzten großen Probleme der West- und Ostalpen gelöst haben. Kröner und Hedmair sind hervorragende Eisgeher. Ihre Namen sind mit den Schweizer Bergriesen unauflöslich verbunden, aber auch der Fels ist ihnen „ein sicherer Boden“. Kröner-Gustl hatte erst in diesem Winter die größte Wand der deutschen Alpen, die Wahmann-Diawand, in einer Rekordzeit durchklettert — nicht des Rekordes wegen, sondern des Beweises wegen —, daß Bergsteigerwille die größten Schwierigkeiten überwinden kann. Damals bivaktierten er und sein Kamerad an der 1900 Meter hohen Wand 14 Stunden hindurch in einem Eis-

loch, das sie in einen Eisfchund, der in schwindelnder Höhe am Felsen klebte, hineinschlängen. Ruhig und zuverlässig besiegten sie die Wand des Walmanns, die eisgepanzert und voll Felsentüfte war.

Die beiden Unzertrennlichen waren es auch, die die Charmoz-Nordwand in direktem Anstiege durchklettert hatten. Außerdem sind die Kletterfahrten der beiden im Kaiser-Gebirge und in den Dolomiten bekannt.

So vorbereitet gehen die beiden Alpinisten nun an ihr nächstes Ziel heran: völlige Entdeckung des nordafrikanischen Küstengebirges. Gerade in diesem Alpengebiete gibt es noch viele Wände, die noch keines Menschen Fuß berührt hat, ja, die sogar noch nicht von Europäern gesehen wurden. Diese Entdeckungsfahrt durch reine Alpinisten verlangt von denselben die höchsten Anforderungen, die die Bergtouristik überhaupt stellen kann. Jeder Bergsteiger weiß, wie furchtbar der Durst quälen kann, und deshalb kann er auch verstehen, wie schwer ihnen die Stillung des Durstes in diesem Gebiete Afrikas werden könnte. „Wir werden halt auch das Wasser mitschleppen müssen, und vielleicht kann die Wasserfrage unsere größte Sorge werden“, erklärte mir Kröner-Gustl noch zum Abschied. „Bisher haben wir das Wasser in solchen Mengen noch nicht mitschleppen müssen. Im Alpengebiet konnten wir das Eis aufstauen — aber dort . . . Wir wissen nicht, wie es sein wird. Wir sind aber auch auf diese Möglichkeit gefaßt.“

Noch viele andere Fragen gibt es in diesem Gebiete zu beantworten. Beim Anmarsch zu den Felsregionen passieren sie wildes Land. Wilde Tiere können ihnen zu schaffen machen, aber — und auch da äußerte Kröner-Gustl seine Bedenken — die wilden, noch nicht unterworfenen Bergvölker werden für uns ein besonderes Problem darstellen. „Nach unseren Erkundigungen wird unsere Expeditionsfahrt durch solche Gebiete führen . . .“ Das ist den Bergsteigern auch mitgeteilt worden.

Die Expedition unternimmt ihre Reise mit dem Fahrrad. Mit dem Fahrrad? Diejenigen, die die beiden Touristen kennen, wissen, daß sie schon einmal eine „Radfahrer-Probe“ von hervorragender Leistung glänzend bestanden hatten. Damals, als die ungeheuren wuchtigen Eisstürme und die schweren Gewittertage über den Montblanc Tag und Nacht gerauscht sind, da erfaßte die beiden ein Haß gegen die Berge und sie stiegen nach Chamoniß hinunter, fuhren mit ihren Rädern die Alpentäler hinaus, zum Mittelmeer hin und legten jeden Tag 250 Kilometer auf ihren Rädern zurück. Bis nach Marseille kamen sie, hielten sich nicht lange auf, sondern machten wieder kehrt — zum Montblancgebiet zurück, und von dort, nachdem sie große Kletterfahrten absolviert hatten, traten sie auf ihren Rädern, schwer beladung mit dem „Schlosserzeug“ des Kletterers, mit dem Pickel des Eisgebers, mit Seilen und mit vielen Kleidungsstücken die Heimreise durch die Schweiz und durch fast ganz Süddeutschland an.

Ihre Expedition steht im Zeichen der deutschen Not, aber ihr Wille ist unbeugsam. Deutscher Forschergeist zerbricht auch dieses Hindernis mit Tatkraft und Unternehmungslust.

Der Springbrunnen.

Von Gerda von Below.

Die Stadt ist klein, der Mittag heiß; ich habe soeben gegessen, ich warte auf passenden Anschluß. In solchen Städten gehen die Züge so selten.

Ich habe noch einundvierzig Minuten Zeit. Ich gehe in die Anlagen, nahe dem Bahnhof. Da ist noch ein Platz vor dem Springbrunnen frei. Ich setze mich. Ich starre den Springbrunnen an.

Zunächst bemerke ich nichts weiter, als daß er springt. Er springt, fällt, springt, fällt, rauscht, plätschert, sprüht. Das ist mir zu wenig. „Wozu sind Sie hier angestellt, alter Langweiler? Ich erwarte, von Ihnen unterhalten zu werden.“ Das wirkt. Nach einer Viertelstunde beginnt er, aus seiner Zurückhaltung herauszugehen, er verwandelt sich. Er ist nicht mehr die öde Wassergarbe; er steigt, wie eine lühende Zypresse, und seine kalten, weißen Feuer sind voll Wachsthum. Hundert glimmende Kugeln schmücken ihn, Kugeln und wehende Pferdeschweife nach links und nach rechts.

Manchmal schüttelt ihn der Wind, wirft Schweife und Mähnen zur Seite und streut die Kugeln aus. Dann staubt er seinen kristallinen Atem zu mir herüber . . . Wäre es möglich, ihn tausendmal rascher noch steigen zu lassen, vor mir stünde ein Baum in vollendeter Ruhe! Vollendete Ruhe ist höchste Geschwindigkeit. Das Auge kann ihr nicht mehr folgen, der Rhythmus des rasenden Umlaufs wird zur Form. So ist die Form denn nichts geringeres als aller Bewegung Ziel, von menschlichen Sinnen gebannt und vom Geiste beschworen . . .

Ich danke dir, Springbrunnen! — In fünf Minuten geht mein Zug. —

Zum Nachdenken.

Von Anna Enderß-Dig.

Zuweilen gerät man außer sich, wenn man in sich geht.

*

Der Selbstsüchtige mag sich noch so geschickt mit sogenannter Liebesswürdigkeit parfümieren, man atmet dennoch auf, wenn er verduftet.

•

Seelengreise, an Jahren noch jung, mag der kalte Spötter als komische Figuren belächeln; der Menschenfreund aber erblickt in ihnen tragische Gestalten.



Wieviel wiegt die Erde?

Wißt ihr, wieviel die Erde wiegt? Ich wollte, ich könnte euch eine Zahl raten hören! Denn auf ihr wahres Gewicht kommt ihr niemals. Soll ich es verraten? Erst gebe ich euch aber den Weg an, wie man die Erde überhaupt gewogen hat. Der Rauminhalt der Erde beträgt etwa $1\frac{1}{2}$ Billionen Kubikmeter (1 Billion = 1 Million Millionen; die Zahl wird so geschrieben: 1 000 000 000 000). Bestände nun die Erde ganz aus Granit, so wäre die Rechnung einfach: 1 Kubikmeter Granit = sovielsoviel, folglich wiegt die Erde $1\frac{1}{2}$ Billionen mal soviel. Aber ihr wißt, daß dies nicht stimmt. Unsere Erde ist aus vielen Bestandteilen zusammengesetzt. Man hat aber die Erde gewogen — auf ihre Anziehungskraft hin. Jeder Körper besitzt eine Anziehungskraft. Je schwerer der Körper ist, desto größer die Anziehungskraft. Wenn man einen Bleistift zum Fenster hinauswirft, so fällt er auf die Erde und nicht etwa wieder ins Fenster hinein, weil die Anziehungskraft der Erde eben so viel größer ist. Man hat nun berechnet, wie sich die Anziehungskraft der Erde zu der von einer 2000 Zentner schweren Wassermenge verhält und gefunden, daß die Erdmasse 5,5 mal schwerer ist als eine ihr an Größe gleichende Wasserkugel. Mit dieser Feststellung konnte man daran gehen, das Gewicht der Erde zu bestimmen. 1 Kubikmeter Wasser wiegt 1000 Kilogramm; wäre die Erde nur aus Wasser (das wäre bestimmt abscheulich!), so würde sie $1\frac{1}{2}$ Billionen mal 1 Billion Kilogramm wiegen. Nun wiegt sie aber 5,5 mal so viel wie Wasser, das ergibt rund 6 Billionen Trillionen Kilogramm. Und nun schreibe ich dieses hübsche Gewicht auf: 6 000 000 000 000 000 000 000 Kilogramm.



Der Bleistift.

Leo geht in einen Laden.

„Ich möchte einen Bleistift.“

„Hart oder weich?“

Lächelt Leo und sagt: „Hart! — Ich will Mahnungen schreiben.“

Verantwortlicher Redakteur: F. W. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. s. o. v., beide in Bromberg.